

Predigt

Norbert Greinacher

Gedanken zu Jesaja 8, 23–9, 6

Eine Weihnachtspredigt*

– Unsere Spendermentalität stellt oft ein Problem dar. Schwer ist auch die nötige Bewußtseinsbildung, um die Zusammenhänge von Reich und Arm deutlich zu machen und den eigenen Lebensstil auf diesem Hintergrund zu reflektieren.

– Es ist wichtig, auf Reaktionen aus Peru zu warten, nicht nur Vorschläge von hier aus zu machen. Geduld ist für die Partnerschaft ganz wesentlich.

– Partnerschaft verlangt gegenseitiges Geben und Nehmen. Wir haben hier oft Schwierigkeiten mit dem Nehmen bzw. Empfangen.

– Wir haben in unserer Gemeinde einen großen Gewinn, auch wenn die Partnerschaft nicht so gut läuft. Das Gemeinschaftserlebnis hier läßt uns Kraft schöpfen. Auch hier wachsen Beziehungen, die einen bestärken: wir hier sind nicht alleine, aber auch die Menschen in Peru nicht.

– Kontakte zu Nachbargemeinden, die auch mit Peru verbunden sind, bedeuten eine Stärkung und ermöglichen Solidaritätserfahrungen.

– Der Gemeinde Fernstehende können in einer Partnerschaftsgruppe Platz finden.

– Es geht um eine Gemeindeperschaft, die von möglichst vielen auf beiden Seiten getragen wird.

– Die peruanischen Menschen können uns Werte vermitteln, die bei uns oft verschwunden sind; z. B. ist ihr Glaube sehr viel tiefer als der unsrige. Wir können im Glauben sehr viel von ihnen lernen. Ein peruanischer Priester sagte bei einem Besuch in Deutschland: „Ich habe den Eindruck, ihr habt Gott in die Kirchen gesperrt, wo ist er in eurem Leben?“

Abschließend noch eine Stimme aus Peru von Kardinal Landázuri: „In größerem oder kleinerem Umfang haben wir pastorale Erfahrungen ausgetauscht, haben uns mit unseren Freuden und Sorgen besser kennengelernt, haben einander Erfolge und Mißerfolge mitgeteilt und uns sowohl in geistlicher als auch in materieller Weise gegenseitig unterstützt sowie geholfen. Dabei haben wir eine grundlegende Wahrheit unserer Beziehungen erfahren: *„Niemand ist so arm, daß er nichts zu geben vermag – und keiner ist so reich, daß er nichts mehr zu empfangen bräuchte.“*“

„Nicht wird in Finsternis bleiben, was in Angst ist . . . Das Volk, das in Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht; die im Lande des Dunkels wohnen, über ihnen strahlt ein Licht auf. Du machst den Jubel groß, machst groß die Freude; sie freuen sich vor dir, wie man sich freut in der Ernte, wie man jubelt, wenn man die Beute teilt. Denn das Joch, das auf ihnen lastet, den Stab auf seiner Schulter und den Stock seines Treibers zerbrichst du wie am Tage Midians. Denn jeder Schuh, der mit Gedröhne einherschreitet, und der Mantel, der im Blut geschleift ist, der wird verbrannt, ein Fraß des Feuers. Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, und die Herrschaft kommt auf seinen Schultern, und er wird genannt: der Wunderbare plant, Mächtiger Gott, Ewiger Vater, Friedensfürst. Mächtig ist die Herrschaft. Und des Friedens kein Ende auf dem Throne Davids und in seinem Königreich, da er es festigt und stützt durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Das wird der Eifer des Herrn der Heerscharen tun.“

„Nicht wird in Finsternis bleiben, was in Angst ist“, das soll das Motto dieser Weihnachtsbetrachtung sein.

Ich bin ein leidenschaftlicher Zeitungsleser. Ich bin geradezu süchtig nach Zeitungen. Drei Tageszeitungen gehören zu meiner Pflichtlektüre, wobei ich natürlich jetzt nicht verrate, welche Zeitungen ich lese. Dazu kommen ein Wochenmagazin, das in Hamburg erscheint, und eine Wochenzeitung, die aus derselben Stadt kommt.

Aber eine Sucht ist immer etwas Ambivalentes, eine zweischneidige Sache. Auf der einen Seite verschafft sie Befriedigung, manchmal, allerdings sehr selten: etwas Freude; oft aber bereitet sie Unbehagen, Ärger, ja Trauer und Schmerz. Montags ist es besonders schlimm: Nach einem manchmal etwas entspannenden Wochenende wird man am Montagmorgen konfrontiert mit der

* Gehalten am 24. Dezember 1990 in Freiburg während der Eucharistiefeyer des Alfred-Delp-Werkes.

ganzen Wirklichkeit unserer politischen Situation, ja mit dem Elend der Welt, und dazu noch mit all den Skandalgeschäften, die einem vom „Spiegel“ präsentiert werden. Manchmal ist man geneigt, den endgültigen Beschluß zu fassen, nie mehr Zeitung zu lesen. Aber typisch für einen Süchtigen: Der gute Vorsatz dauert nur bis zum Dienstagmorgen. Spätestens dann bin ich wieder rückfällig geworden.

Am Dienstag, 20. Dezember 1990, las ich in der Zeitung: „An jedem Tag des Jahres sterben etwa 40.000 Kinder in aller Welt, obwohl die internationale Staatengemeinschaft theoretisch, organisatorisch und finanziell dazu in der Lage wäre, diese Katastrophe zu verhindern. Dies ist das Fazit des Berichtes des Kinderhilfswerkes der Vereinten Nationen UNICEF ‚Zur Situation der Kinder in der Welt 1991‘ . . . UNICEF zufolge sterben die Kinder an Unterernährung und ganz gewöhnlichen Krankheiten, mehr als sechzig Prozent aller Todesfälle gehen auf Durchfall-Erkrankungen, Masern, Tetanus, Keuchhusten und Lungenentzündungen zurück. Alle diese Erkrankungen könnten kostengünstig vermieden oder behandelt werden.“

Nachdem ich diese Meldung gelesen hatte, habe ich mich hingelegt und einen Weinkrampf bekommen.

Und dies ist nur eine Nachricht unter vielen. Arthur Schopenhauer, ein Philosoph – er lebte von 1788 bis 1860 –, schreibt in seinem Werk „Parerga und Paralipomena“: „Jedes einzelne Unglück erscheint zwar als eine Ausnahme; aber das Unglück überhaupt ist die Regel.“¹ Und seine Klage, ja sein beißender Spott wendet sich gegen Gott selbst: „Es müßte offenbar ein übel berathener Gott seyn, der sich keinen besseren Spaß zu machen verstünde, als sich in eine Welt, wie die vorliegende, zu verwandeln, in so eine hungerrige Welt, um daselbst in Gestalt zahlloser Millionen Lebender, aber geängstigter und gequälter Wesen, die sämtlich nur dadurch eine Weile bestehen, daß eines das andere auffrißt, Jammer, Noth und Tod, ohne Maß und Ziel zu erdulden, zum Beispiel in Gestalt von sechs Millionen Negersklaven, täglich,

im Durchschnitt sechzig Millionen Peitschenhiebe auf bloßem Leib zu empfangen und in Gestalt von drei Millionen Europäische Weber unter Hunger und Kummer in dumpfigen Kammern oder trostlosen Fabriksälen schwach zu vegetieren und dergleichen mehr. Das wäre mir eine Kurzweil für einen Gott, der als solcher es doch ganz anders gewohnt seyn müßte.“²

„Nicht wird in Finsternis bleiben, was in Angst ist“, ruft uns der Prophet Jesaja zu. In welcher Situation schreibt er dies?

Jesaja war um 770 vor Christus geboren. Sein Wirken spielte sich vor allem ab etwa zwischen 730 und 700 vor Christus. Assyrien war auf dem Weg zum Höhepunkt seiner Macht: das damals mächtigste Reich im ganzen Orient. Grob gesprochen lag es auf dem Gebiete des heutigen Irak. Auch das Israelische Reich wurde von dem assyrischen Großkönig Tiglatpilesar III. unterworfen. Die Thronfolge des David geriet in Gefahr, der Tempel war bedroht, das Volk Israel in entsetzlicher Not. In dieser Situation ruft Jesaja aus: „Nicht wird in Finsternis bleiben, was in Angst ist.“ Gott selbst wird kommen als derjenige, der Frieden schafft.

Die Christinnen und Christen in den ersten Gemeinden haben diesen Jesaja-Text auf Jesus von Nazaret angewandt. Er ist für sie derjenige, der Wunderbares plant, der mächtige Gott, der Sohn des ewigen Vaters, der Friedensfürst. Die Botschaft von Weihnachten ist für mich am schönsten und treffendsten zusammengefaßt in diesen Versen des Titus-Briefes: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Retters. Er hat uns gerettet, nicht wegen der Werke, die wir aus eigener Gerechtigkeit vollbracht hätten, sondern aufgrund seines Erbarmens“ (Tit 3, 4f).

Und so steht nun eine Erfahrung gegen eine andere Erfahrung. Auf der einen Seite die Erfahrung von Menschen damals und unsere eigenen Erfahrungen: die Erfahrungen von Finsternis und Not und Angst und Unterdrückung und Ausbeutung: Das Unglück ist die Regel, sagt Schopenhauer. Und auf der anderen Seite die Erfahrung eines Jesaja, die Erfahrung eines Jesus von Nazaret und die Erfahrung der Menschen, die ihm folgten:

¹ A. Schopenhauer, Sämtliche Werke in 6 Bänden, hrsg. von E. Griesebach, 2. Band, Leipzig o. J., 303.

² Ebd. 112f.

die Erfahrung von der Menschenfreundlichkeit Gottes.

Angesichts dieser Sachlage haben wir eine Wahl zu treffen, welchen Erfahrungen wir mehr vertrauen. Es geht um das, was die französischen Christen gerne eine „option fondamentale“, eine grundlegende Entscheidung, nennen: Ob wir uns überwältigen lassen von der Finsternis und der Angst, oder ob wir trotz allem auf Sinn setzen.

Blaise Pascal (1623–1662), der französische Philosoph, hat es so ausgedrückt: „Sie müssen eine Wette eingehen: Gibt es Gott oder gibt es ihn nicht? Wenn Sie auf Gott gesetzt haben und gewinnen, dann gewinnen Sie alles. Wenn Sie verlieren, verlieren Sie nichts. Setzen Sie also auf Gott, ohne zu zögern!“³

Weihnachten steht dafür, daß es Gott gibt und daß dieser Gott ein menschenfreundlicher Gott ist. Gott ist Gnade über den Abgründen, wie Karl Rahner einmal im Hinblick auf Weihnachten geschrieben hat.

Laßt uns diesen Gott und seine Menschenfreundlichkeit feiern, wenn wir jetzt Eucharistie begehen: Laßt uns Ihm Dank sagen, daß es Ihn gibt: Daß nicht Finsternis bleibt und nicht Angst, sondern Licht und Freude: die Menschenfreundlichkeit Gottes!

³ B. Pascal, *Pensées*, Nr. 233.

Bücher

Neue Zugänge zu Jesus

Joachim Gnilka, Jesus von Nazaret. Botschaft und Geschichte (Reihe: Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband III), Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1990, 331 Seiten.

Jesusbücher sind in der Regel nicht für Exegeten geschrieben, und sie lassen naturgemäß den Exegeten auch unbefriedigt, weil letzterer um die vielen schwierigen Entscheidungen weiß, die der Autor eines Jesusbuches treffen muß, und in der Regel auch in

vielen Punkten anderer Meinung als der Autor ist.

Gleichwohl sind Jesusbücher notwendig, die das Phänomen Jesus historisch beleuchten, weil unser Zugang zu den Ereignissen der Vergangenheit zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend historisch(-kritisch) ist und die Evangelien nun einmal einem anderen Geschichtsverständnis verpflichtet sind, als wir es haben. Dabei sind vielleicht gerade die abwägenden und kritischen Jesusbücher in der Gefahr, daß wenig von der Begeisterung, die von dem Jesus-Phänomen auf viele Menschen ausging, überkommt. Dennoch muß es sie geben.

Der bekannte Münchener Neutestamentler¹ legt hier ein umfassendes Jesusbuch vor, das auf die theologisch durchaus umstrittene Frage nach Recht und Notwendigkeit der Rückfrage nach dem historischen Jesus, auf die politisch-sozial-religiöse Lage in Israel zur Zeit Jesu und – extrem kurz – auf Ostern eingeht, seinen Schwerpunkt aber eindeutig und zu Recht (S. 75–319) auf die Botschaft und das Wirken Jesu legt. Dabei wird der Leser umfassend informiert und kann gelegentlich auch an der exegetischen Diskussion teilnehmen².

Einige Aussagen von Gnilkas Buch seien hier näher erörtert. Die erste betrifft den Zusammenhang zwischen den Gleichnissen Jesu und der Erfahrung. Gnilka führt z. B. zu Lk 15, 11–32 aus: „Die seinsverwandende Güte, von der sie [sc. Lk 15, 11–32] kündigt, verlangt, damit sie nicht zum unglaubwürdigen Märchen werde, nach einer entsprechenden Erfahrung. Wenn wir sagen, daß diese im Wirken Jesu gegeben war, verwandeln wir das Gleichnis nicht in eine Allegorie . . .“ (107) Ist das Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht gerade umgekehrt? Nicht das Gleichnis oder seine Aussage verlangen doch nach einer Erfahrung, um nicht unglaubwürdig zu werden, sondern Jesu Verhalten wurzelt in einer Erfahrung, die mit

¹ Der schon durch seine jeweils zweibändigen Kommentare zum Matthäus- und Markusevangelium aufs beste auf ein Jesusbuch vorbereitet war.

² Vgl. z. B. die Kapitel über Johannes den Täufer und Jesus, die verschiedenen Zugänge zu den Gleichnissen und auch die exegetischen Bemerkungen zu den Gleichnissen selbst – wie es überhaupt eine Besonderheit dieses Jesusbuches ist, daß es immer wieder konkrete Perikopen einführt und erörtert.